

CORNELIA ROSEBROCK

Lese- und Mediensozialisation sind das Fundament der Literaturdidaktik

Bettina Hurrelmann habe ich das erste Mal getroffen – das muss 89 oder 90 gewesen sein. Eine Wissenschaftliche Mitarbeiter/innen-Stelle zu einem Leseprojekt war ausgeschrieben. Ich war frisch in Philosophie mit einem dicken Werk zum Thema Lesen promoviert. Auf meine Bewerbung schrieb sie mir – Mails gab es noch nicht –, dass die Stelle Expertise in statistischer Datenauswertung verlangt und ich deshalb dafür nicht in Frage komme. Aber ich möge doch trotzdem zu einem Gespräch nach Köln kommen, denn es interessiere sie, wer in dem Feld so unterwegs sei. Ich habe schon einen Moment überlegt, ob das unverschämt ist – quer durch die Republik musste ich dafür. Dann war ich da, ein vollgestopft kleines Büro in den Räumen des Aleki, eine offen zugewandte lebhaft-bewegliche Frau, deren Forschung ich praktisch nicht kannte. Eine Hiwi-Stelle hätte ich haben können.

Für die Planung des DFG-Schwerpunkts „Lesesozialisation in der Mediengesellschaft“ habe ich mit der Unerschrockenheit, die man wohl nur ganz am Beginn der wissenschaftlichen Sozialisation aufbringt, all diese wichtigen Leute an die Uni Kassel organisiert, war das 1992?, speisen am ausgezogenen WG-Tisch. Die professionellen Zusammenhänge waren persönlicher damals. Später, auf einem Kinderliteratur-Treffen 1996, schnappte Bettina sich mein erstes Kind, fast noch Säugling – „Ich bin reif für Enkelkinder!“ – sprach zu ihm mit Begeisterung und Zugewandtheit, ganz ohne Hei Dei Dei, erzählte mir von ihren Kindern, später auch über deren Entwicklung; und ganz spät darüber, dass es sie glücklich mache, wie die beiden ihr Leben gelingend gestalten. Das sei ihr nun Glück, mit dem Tod vor Augen, ein großes.

Schnell zeigte sich, dass Bettina Hurrelmann und Norbert Groeben ein Dream Team im Forschungsschwerpunkt ab 1998 waren. Sie strukturierten die vielen Tagungen in einem gottverlassenen Waldkloster mit etwa einem Dutzend DFG-Projekte über sechs Jahre. In den internen Kämpfen, deren Reichweite ich nicht ermessen konnte – z.B. Esser oder Sigfried J. Schmidt als gesellschaftstheoretische Referenz? – setzten sich die beiden durch. Es gab Kompromisse zwischen den Disziplinen, auch zwischen den beiden: Bettina war es, die durchgesetzt hatte, dass „Anschlusskommunikation“ als Kompetenzfacette bei der Modellierung des Lesekompetenzmodells zu gelten hat. Beide konnten die Gräben zwischen Didaktik und pädagogischer Psychologie und den zahlreichen weiteren Disziplinen in langen Diskussionen im großen Kreis bewältigen und den Laden zusammenhalten. Das bewundere ich bis heute.

Überhaupt wurden Bettina Hurrelmanns Studien und Konzepte für mich zu Fixpunkten meiner eigenen didaktischen Arbeit ab der Mitte der 90er Jahre. Vor allem ihre Forschungen und Vorträge: Sie hat theoretisch beschlagen, realitätsnah und anspruchsvoll didaktische Grundlagenfragen bearbeitet, mit einem kritischen Blick auf Einseitigkeit, theoretische Selbstläufer und fehlende Empirie. Ihre Forschungen zur Lesesozialisation sind für mich bis heute

beispielhaft für die Körnung, die Forschung im Feld der Literatur- und Lesedidaktik anstreben muss. Mit „Körnung“ meine ich den Grad an empirischen Operationalisierungen der Fragestellungen im Verhältnis zur Berücksichtigung ihrer soziokulturellen bzw. historischen Einbettung. Ihr großes Projekt im Zusammenhang des Schwerpunkts waren drei historische Schlaglichter auf „Lesekindheiten“: Im Biedermeier, im Kaiserreich, und um 1980, mit dem Einzug des Privatfernsehens. Hintergrund für diese detaillierte historische Forschung waren zum einen ihre jahrzehntelangen Arbeiten an der Ausgabe der gewichtigen Bände zur historischen Kinder- und Jugendliteratur im Aleki, zum andern ihre empirische Forschung zu Fernsehen und Familie. Letztere war Auftragsforschung um die vorgeblich noch offene Frage, ob in der BRD neben den öffentlich-rechtlichen weitere Sender installiert werden sollten. Dass diese Frage mitnichten offen war und ohnehin von Forschung unabhängig, hat sie verärgert konstatiert. Doch auch diese Studie zu Fernsehen und Familie – es war die, in der ich Hiwi hätte werden können – war ein Meilenstein für die folgenden Projekte zur literarischen Sozialisation. Sie zeigt keine Spur von einer Idealisierung des Lesens oder von einer Abwertung des kindlichen Medienkonsums, wohl aber einen scharfen Blick auf die Problemlagen, aus denen heraus die familiären Kommunikationsformen die kindlichen Bildungsverläufe einschränken.

Weggefährten:innen oder Schüler:innen sollten sich in diesen kleinen Texten äußern. Ich bin etwas dazwischen, dazu verhinderte Hiwi. Und in vielerlei Hinsicht: Erbin.

Cornelia Rosebrock

Goethe-Universität Frankfurt
c.rosebrock@em.uni-frankfurt.de